

Vergißeinnicht 1926

2 (1926)

Vergissmeinnicht

Zeitschrift
der Mariannhiller Mission



Nr. 2.

Februar 1926

44. Jahrgang

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke verwendet.
Für die Abonnenten des Vergissmeinnicht als Wohltäter der Mission werden
täglich 2 oft 3 hl. Messen im Mutterhaus Mariannhill, Südafrika, gelesen.

Vergissmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Das „Vergissmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1.50 G.-M., für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3
Postfachkonto Nürnberg 194.

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postfachkonto Köln 1652.

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52 p
Postfachamt Breslau 16 625.

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postfachstelle Wien 24847, Budapest 19814.

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf, St. Uri.
Postfachkonto Luzern VII. 187.

Der Mariannhiller Missions-Kalender für das Jahr 1926.

Herausgegeben von den Mariannhiller Missionaren.

38. Jahrgang.

Preis 60 Pfg.

38. Jahrgang.

Ein echter Missions-Kalender. Besonders empfehlenswert erscheint er uns, weil Originalschilderungen und Erlebnisse der Mariannhiller Missionare und der Missionschwestern mit reichem Bilderschmuck illustriert, dem Kalender eigen sind. Wo er gelesen wird, kommt Heimatliebe und Missionsbegeisterung ins Herz.

Der Mariannhiller Glöcklein-Kalender für das Jahr 1926.

Der missionstreuen Kinderwelt gewidmet.

3. Jahrgang.

Preis 30 Pfg.

3. Jahrgang.

Der Kinder-Kalender ist, wie in den letzten Jahren reichlich mit Illustrationen ausgestattet und die liebe Jugend findet den anregendsten Lesestoff. Wir wünschen jedem aufgeweckten Kinde dieses schöne Kalenderchen.

Preisrätsel 1926: Die glücklichsten Gewinner erhalten den Preis für richtige Lösung des Preisrätsels im Mariannhiller Kalender 1926, im Laufe des Monats Februar zugestellt.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift d. Mariannhiller Mission.

Nr. 2.

februar 1926.

44. Jahrgang.

Ein Sternlein fiel.

Ein Sternlein fiel vom Himmelszelt
Zur Nacht hernieder auf die Welt
In wundersamen Leuchten.

Es fiel mit seinem lichten Schein
Mir gerade in das Herz hinein:
Wie ward mir da so eigen.

Das Sternlein hat in tiefer Brust
Entzündet mir so wehe Lust,
Ein heimlich — süßes Sehnen.

Nun steh ich oft in stiller Nacht,
Blick träumend in der Sterne Pracht,
Dann fühl ich durch die Seele sacht
Ein leises Heimweh zittern.

P. Engelbert O.E.S.A.

Die Heimat der Seele.

Die hl. Dorothea - 6. Februar.*

Wenn ich den Namen der heiligen Martyrin Dorothea höre, so ist es mir, als tue sich der Himmel auf und ich dürfe einen Blick tun in den Wonnegarten des Paradieses; da ist es mir, als sehe ich unter der Schar derer, die dem Lamm folgen, als eine der strahlendsten und lieblichsten diese Jungfrau, die schon hier auf Erden lebte wie ein Engel des Himmels, und deren ganze Himmelssehnsucht nach Christus, ihrem himmlischen Bräutigam, stand und nach den Gefilden des Paradieses.

Da die fromme Jungfrau von ihrem Glauben nicht lassen wollte, befahl der Statthalter Sapricius sie zu foltern. Dorothea sagte: „Tue, was du willst, damit ich den bald schaue, dem zulieb ich nicht fürchte, gemartert zu werden und zu sterben.“ Da fragte er: „Wer ist dieser, nach dem du Verlangen trägst?“ Die heilige Jungfrau antwortete: „Es ist Christus, der Sohn Gottes.“ — „Und wo ist dieser Christus?“ fragte Sapricius weiter. Darauf gab Dorothea die Antwort: „Was seine Gottheit angeht, so ist er überall; insofern er aber auch die menschliche Natur hat, so bekennen wir, daß der Sohn Gottes aufgefahren ist in den Himmel und zur rechten Hand Gottes sitzt, des allmächtigen Vaters, wo er in Ewigkeit mit seinem Vater und dem Heiligen Geiste Gott ist und uns einladet, zu ihm in das Paradies ewiger Wonne zu kommen.“

Doch heute sollte sie noch nicht den Weg zum Paradies ewiger Wonne finden. Der Statthalter versuchte noch, sie auf andere Weise von ihrem Glauben abzubringen. Er übergab sie einem abgefallenen christlichen Schwesternpaar Chresta und Kallista (vielleicht waren es Dorotheas eigene Schwestern), damit sie die standhafte Jungfrau zum Götzendienst überredeten. Aber Dorothea hörte nicht auf die Worte der beiden, sie sprach vielmehr selbst mit so hinreißender Glut von den Freuden des himmlischen Paradieses, daß die beiden Schwestern ihren Abfall unter vielen bitteren Tränen bereuten und nun bereitwillig den Martertod für ihren Glauben erduldeten.

Jetzt war auch für Dorothea die ersehnte Stunde gekommen. Der Richter sprach das Urteil: Tod durch Enthauptung. Dorothea rief freudig aus: „O Herr, sei gepriesen, daß du mich ins Paradies und zu deiner Hochzeit ruffst.“

Es war ein stürmischer römischer Wintertag, grau und düster, mit Regenschauern und Schneegeköber, als Dorothea ihren Todesgang antrat.

* „Von unsern lieben Heiligen“ (Herder, Freiburg i. Br. Geb. G.=M.4.80) entlehnt. Das Buch gehört zum Reifsten, was an kurzen Heiligenleben erschienen ist.

Lächelnd sagte sie zu denen, die sie begleiteten: „Sehet doch, wie öde und freudlos die Erde ist. Wohl mir, ich gehe in ein schöneres Land, wo in heiterer Bläue des Himmels stets milde Frühlingslüfte wehen, die Fluren



„Erleuchte die, welche in Finsternis und Todesschatten sitzen und leite unsere Füße auf dem Weg des Friedens.“

grünen, die Berge glänzen, die Quellen lieblich rieseln, wo im Garten meines Bräutigams blendende Lilien strahlen, duftende Rosen blühen und würzige Früchte glühen. O wie freu' ich mich auf das Paradies!“

Ein junger, heidnischer Advokat namens Theophilus, der auf dem Wege zu seinen Freunden war, ging gerade vorbei und hörte diese Worte; höhrend sagte er: „Schönste Jungfrau, ei, so sende mir doch ein Sträußchen von den lieblichen Blumen, ein Körbchen von den süßen Früchten, die im Garten deines Verlobten wachsen.“ Dorothea blickte ihn ernst an und sprach milde: „Es soll geschehen, du wirst sie erhalten. Aber sei ihrer wert!“

Auf dem Richterplatze kniete die todgeweihte Jungfrau nieder zu einem kurzen Gebet. Als sie sich erhob, stand ein lieblicher Knabe neben ihr, der etwas in der Hand trug, das mit einem weißen Linnen verhüllt war; er sprach: „Liebe Schwester, das ist von deinem Bräutigam.“ Dorothea sah dankbar zum Himmel; dann sagte sie zu dem Knaben: „Gehe zu dem Advokaten Theophilus; ich sende ihm hier, was er begehret.“ Dann blickte das blanke Schwert; eine noch blankere Seele schwebte hinauf ins himmlische Paradies.

Theophilus saß indessen im Kreis ausgelassener Freunde und erzählte mit schalkhafter Miene und keckem Munde, er erwarte stündlich Blumen und Früchte aus dem Elysium von einer gar schönen und zarten Hand. Da trat der Knabe ein und überreichte ihm das Tuch. Theophilus entfaltete es; es lagen darin drei Äpfel und drei Rosen voll Duft und Wohlgeruch. Da wurde das Auge seines Geistes eröffnet für den Glauben. Eine unnennbare Sehnsucht nach dem himmlischen Paradiese erfaßte ihn beim Anblick der Blumen und Früchte. Bald fiel auch sein Haupt unter dem Henkerbeil, und seine Seele flog ins Paradies.

Möge die heilige Dorothea auch dir und mir eine Rose schicken aus dem himmlischen Paradies: eine glühende Sehnsucht nach der Heimat der Seele da droben im Licht.

Rettung aus großer Not.

„Lob und Dank sei Gott und unserer überalles geliebten Mutter!“ Aus dankerfülltem Herzen seien diese Worte emporgerufen zu demjenigen, der dem Sturme und den Wellen geboten; zu derjenigen, die durch ihre allmächtige Fürbitte als Königin — durch ihre nie versagende Hilfe als Mutter der Missionare sich zu erweisen noch nie hat aufgehört.

Am 7. Februar war es als unser Distriktsuperior Hochwürden P. Alberich von einer Räuberbande Kunde erhielt, die in sein Revier eingedrungen und mehreren Christen das Leben der Seele, die heilige Gnade geraubt. Es sind unter diesen Räubern Heiden oder Christenburschen zu verstehen, welche sich einfach ein Mädchen nehmen und

mit demselben zusammenleben, als ob sie verheiratet wären, ob dasselbe getauft ist oder nicht, das macht ihnen nichts aus — also „Wilde Ehen!“

In glühendem Eifer, die Seelenmörder seiner Schäflein zu fassen — sind doch auch diese seine verlorenen Schäflein — und um sie zur Eingehung einer gültigen Ehe zu bewegen, zog er aus. Schwester Aquilina, die an schon so manchen Seelsorgearbeiten mit großem Erfolge teilgenommen, war Feuer und Flamme, die Opfer den Seelenverführern entreißen zu helfen. Ungefähr fünf Fußstunden von Monte Cassino entfernt (St. Ludger) war das Hauptnest der Banditen. Also



Unsere Aleriker-Novizen von St. Paul 1925/1926 mit ihrem P. Magister, P. Hermann Arndt, R. M. M.

vorwärts in Gottes Namen, das Nest soll ausgehoben — die Opfer den Räubern entrißen werden.

Schwester Aquilina zog mit dem Wagen, Meßsachen usw. voraus; P. Superior holte sie bald ein. Der erste große Fluß war glücklich überschritten — die übrigen auch, man kommt zum letzten großen Fluß vor St. Ludger, Njagombore. P. Superior kam glücklich zu Pferd hinüber. Mit dem Gefährt versuchte man ihm zu folgen, doch sofort wurde ein Teil des Gepäcks von den über den Wagen hereinbrechenden Wasserwagen ergriffen und fortgerissen; dem Gefährt drohte dasselbe Schicksal, nur mit Mühe konnte es aus dem reißenden Strome zurückgebracht werden. So mußte P. Superior auch den Rückweg antreten — fehlten ihm ja Meßsachen usw. Bis zum großen Njamakanira-Fluß ging alles gut; glücklich hatten sie ihn morgens überschritten — doch

jetzt scheint er sein Opfer zu fordern, erzürnt über so freche Ruhestörer. Hoch zu Roß sprengt P. Superior hinein in die schäumenden Fluten des ergrimmtten Nhamakanira. Armer Flußgott du hast dich verrechnet. Wohl magst du deine Fangarme austrecken. Mit Blißesschnelle durchschneidet das starke Polizistenpferd die hochschäumenden zischenden unheimlichen Fluten — du kannst deine Fangarme schließen. P. Superior ist demselben entronnen. Aber der Wagen mit Schwester Aquilina und dem schwarzen Kutscher, ihr sollt mir nicht entkommen. Kaum war der Wagen in das Reich des wütenden Flußgottes eingedrungen, als dieser, dieselben mit verzweifelter Wut erfaßte — zum Spielball seiner Fluten machte — die Esel verloren in diesem Kampfe gar bald den Boden unter ihren Füßen — versuchten sich zu retten — wurden aber zu Boden gerissen — einer blieb tot, der andere konnte sich losreißen und entfloß in die Wildnis. Schwester Aquilina und der Kutscher sammt all dem Gepäck wurden aus dem Wagen geschleudert, der Wagen versank in den Fluten. Schwester Aquilina und der schwarze Bursche kämpften verzweifelt mit den Wellen. Schwester Aquilina sagte: „Ich sah noch wie P. Superior vom Ufer aus die Absolution erteilte, dann sank ich mit dem Gedanken, jetzt sterbe ich, ich habe mich dem lieben Gott aufgeopfert und bin ganz ruhig gewesen.“ Als aber P. Superior sah, daß die Schwester sank, sprang er, — Maria heut ist dein Tag, Mutter du bist stärker als der Gott der Fluten — mit seinem vor Wasser triefenden Regemantel in den Fluß, mußte mehr als die Hälfte desselben durchschwimmen, um die Schwester zu erreichen. Er konnte sie noch an der Hand erfassen, aber sie zog ihn mit sich in die Tiefe. Ungefähr fünf Minuten waren beide unter Wasser und glaubten sich schon verloren, als es endlich P. Superior und Schwester Aquilina mit Gottes Hilfe gelang, sich aus den Fluten herauszuarbeiten und das Ufer zu erreichen. Der schwarze Bursche konnte sich ebenfalls auch retten. Wenig hätte gefehlt und drei Menschenleben wären dem Fluße zum Opfer gefallen. Gott sei Dank. Sie kamen glücklich nach Hause. Gott gebe, daß dieser Unfall keine schlimmen Folgen nach sich zieht. Die Priester von Triashill, Monte Cassino und St. Benedikt beeilten sich hl. Meßopfer darzubringen, Brüder und Schwestern sieben Tage hindurch hl. Messen, Kommunionen und gute Werke aufzuopfern. Selbstverständlich hoffen wir, daß der liebeglühende Kommunitätsgeist alle unsere Priester, Brüder und Schwestern in Natal und Europa zur praktischen Betätigung der Nächstenliebe entflammen und bewegen wird, ebenfalls hl. Messen, Kommunionen und gute Werke aufzuopfern um dem allmächtigen Gott und unserer überalles geliebten Mutter Maria Dank zu sagen.

Im Kampf um eine Schule.

Von P. J. Sauter, R. M. M.



ief drunten am Umkomas-Fluß, etwa 40 Kilometer von St. Michael entfernt, wohnt ein Chief, namens Dingiswajo, mit seinem Volksstamm. Obwohl der Chief ein Heide ist und selber nie in einer Schule war, so hat er doch ein großes Verständnis für den Fortschritt seines Volkes. Er bedauerte sehr, daß er selber in seiner Jugend keine Gelegenheit hatte, eine Schule zu besuchen und möchte nun die heranwachsende Jugend seines Stammes vor einer zu späten und unnützen Reue bewahren. Daher baute er aus eigenen Mitteln ein geräumiges Schulhaus und verschaffte sich auch einen Teil der Ausstattung der Schule. Einheimische protestantische Katecheten, die in der Nähe wohnten, boten sich dem Chief an, die Schule zu übernehmen.

Allein, der Chief zögerte noch etwas mit der Abgabe der Schule, da er eigentlich lieber den „Amaroma“ (Katholiken) die Schule übergeben hätte. Er kam nämlich auf seinen Reisen gelegentlich auf eine katholische Missionsstation und war sehr erstaunt über die großartigen Leistungen der katholischen Missionare. Da jedoch keine katholische Mission in der Nähe seiner Heimat war, so hielt er es für unwahrscheinlich, daß ein katholischer Missionar die Schule übernehmen könnte. Daher war er bereits geneigt, den Protestanten die Schule zur Verfügung zu stellen.

Zufälliger Weise hörte ich eines Tages von der Sache und ließ ihm sagen, daß ich mit ihm sprechen möchte betreffs seiner Schule; er möge mir einen Tag angeben, an dem ich ihn zu Hause treffen könnte.

Am festgesetzten Tage machte ich mich in aller Frühe zu Pferd auf den Weg. Nach einem sechsstündigen Ritt über Berg und Tal gelangte ich endlich auf den letzten Bergrücken, zu dessen Fuß das schmale Tal des Umkomas-Flusses liegt. Als ich einige Schwarze nach dem Kraal des Chief Dingiswajo fragte, sagten sie: „Da schau, tief drunten, hart am Ufer des Umkomas liegt der Häuptlingskraal.“

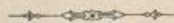
Ich stieg ab und führte mein Pferd den steilen Berg hinunter. Tief drunten floß der Umkomas in vielen Windungen durch das Tal. Zwischen dem Buschwerk sah ich von der Höhe aus zahlreiche Kraals der Eingeborenen, umgeben von kleinen Feldchen. In meinen Gedanken stellte ich mir bereits die große Kinderschar vor, die wir hier in kurzer Zeit in die Schule bekommen könnten.

Der Chief empfing mich sehr freundlich und zeigte mir das Haus, das er zum Zweck des Schulunterrichtes gebaut hatte. Er erzählte mir, daß die protestantischen Katecheten ihm arg zusetzten mit ihren Bitten um die Schule; sogar Schulbänke hatten sie schon herbeigeschafft. Beinahe hätte ihnen der Chief die Schule schon versprochen. Als er aber hörte, daß ich ihn besuchen werde, habe er ihnen gesagt, er müsse erst auch noch mit dem katholischen Missionar sprechen. Da hätten ihm aber die protestantischen Katecheten gar böse Dinge über uns erzählt: „Die katholischen Missionare wollen nur auf hinterlistige Weise unser Land wegnehmen; sie hassen die Bibel und verheimlichen uns dieselbe.“

Diese und ähnliche Verleumdungen, welche die protestantischen Missionare gegen uns unter dem Volke austreuten, brachten die protestantischen Katecheten beim Chief vor, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, mit dem katholischen Missionar zu reden. Ich gab nun dem Chief die nötigen Aufklärungen. Zum Schlusse sagte er, er verstehe natürlich nichts von unseren Streitigkeiten über Religion, aber er sehe doch, daß wir Katholiken es ehrlich meinten und mehr für die Schwarzen taten als die protestantischen Missionare. Die Angelegenheit betreffs der Schule werde er nun nochmals mit einigen seiner Leute besprechen und mir dann seinen Entschluß mitteilen.

Zwei Wochen nach meinem Besuch sandte ich einen unserer Katecheten zum Chief, damit er ihm, wenn möglich, einige Aufklärungen geben könnte, im Falle die Protestanten ihm mit ihren Lügen zu sehr zusetzen sollten. Der Katechet kam wieder zurück mit der frohen Botschaft, daß der Chief bereits beschlossen habe, die Schule uns zu übergeben. Der Entschluß kam ihm auf ungeahnte Weise sehr schnell. Gleich am Tage nach meinem Besuche nämlich brachten die Protestanten aus lauter Besorgnis, der Chief könnte uns die Schule geben, eine Lehrerin zum Chief und drängten in unbescheidener Weise in ihm, die Schule sofort zu eröffnen. Der Chief ärgerte sich sehr über diese Aufdringlichkeit, nahm einen Stock und jagte die protestantische Lehrerin einfach davon. Damit war die Sache entschieden. Der Chief wollte nun nichts mehr wissen von den Protestanten, sondern ließ mir sagen, ich möchte ihm mit Anfang des nächsten Jahres eine Lehrerin schicken, die die Schule übernehmen könne.

Ich dankte dem lieben Gott herzlich für diese Fügung, denn mit der Erwerbung der Schule ist uns die ganze Gegend erschlossen und kann für unseren hl. Glauben gewonnen werden.



Gerettet in letzter Stunde.

Von Schw. M. Riginal, C. P. S.



Es ist doch etwas ganz Eigenartiges um die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, wie sie sich selbst so ganz vergibt, um nur ihrem kleinen Liebling es an nichts fehlen zu lassen. Mehrere Jahre sind es her, da kam eines Tages eine ganz fremde Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Rücken. Sie war jung und stark, aber man konnte es an ihren traurigen Zügen erkennen, daß entweder ihr, oder dem Kinde etwas fehle.

Ja, Nomasokoni, so hieß die Frau, kam nicht umsonst. Ihr einziges Kind, das sie bei sich hatte, war schon mehrere Tage krank und trotz aller Mühe nahm das Uebel von Tag zu Tag zu. Da entschloß sie sich, zu den Amaroma (den Katholiken) zu gehen, um Hilfe für das kranke Kind zu erbitten. Sie war von weither, denn ich habe sie zuvor nie gesehen.

Hier bleiben wollte sie nicht, nachdem das Kind besser sei, wollte sie wieder in ihren heidnischen Kraal zurückkehren. Doch sie sollte ihre Heimat nicht wieder sehen. Eines Tages, es war schon gegen Abend, kam sie mir gerade in den Weg, ich fragte, was ihr kleines Bübchen mache? „Ja,“ sagte sie ganz freudig. „Bald kann ich wieder heim gehen.“

Niemand dachte daran, daß sie so nahe an den Pforten der Ewigkeit stünde. Sie hatte zwar etwas husten, aber ans Sterben dachte niemand. Es ging so schnell mit ihr, daß die anderen Weiber, die mit ihr im gleichen Hause waren, keinen Priester und keine Schwester rufen konnten. Die gute, alte Rosina war die vernünftigste von allen, schnell langte sie nach dem Wasserkrug.

Keine der anderen Frauen hätte daran gedacht, ihr in diesen entscheidenden Augenblicken hilfreich zur Seite zu stehen. Rosina taufte sie auf den Namen Johanna, einmal richtete sich die Sterbende noch auf in sitzende Stellung, ein glückseliges, freundliches Lächeln huschte über ihre Lippen und nach ein paar Minuten war ihre irdische Laufbahn vollendet.

Johanna war heimgegangen, aber nicht, wie sie mir Tags zuvor sagte, zurück in ihren heidnischen Kraal, nein, in die himmlische Heimat, wo man nicht mehr stirbt, wo keine Träne mehr geweint wird. So lag sie nun da, friedlich, fast lächelnd, kein Kummer, keine irdische Sorge konnte ihr Herz mehr beunruhigen, das aufgehört hat zu schlagen für diese Welt.

Der Tikolotschaglaube bei den Schwarzen.

Von P. Albert Schweiger, R. M. M.

(Fortsetzung)

Ein Tikolotshe geht in die Felder und stiehlt sich Futter. Er verschafft sich solches Essen, ohne daß ihn auch nur die Kinder sehen; denn er kann sich unsichtbar machen. Man merkt es nur dadurch, daß das Essen fort ist.

Es gibt auch Leute, die bewirken können, daß man ihn erwischt, nachdem er auf Menschen gestoßen ist, denen er allerlei Schabernack gespielt hat. Diese bringen ihn dann ums Leben und pressen sein Fett aus, das für allerlei unsinnige Zwecke Verwendung findet.

Es wird erzählt, daß ein Mann und seine Frau einen Tikolotshe besaßen. Eines Tages brauten beide Utshwala (Bier) und stellten das berauschende Getränk in den Hinterteil der Hütte. Andere Tikolotshe kamen und tranken das Bier, sodaß alle davon betrunken wurden.

Wie die Nachbarn kamen, um auch zu trinken, hörten sie, wie die Tikolotshe mit einander redeten und sagten: „Das Malz hat uns umgebracht.“ Sie scherzten und lachten und vergaßen dabei, daß sie sich nicht verraten und zeigen durften. Sie wurden dann von den Leuten getötet und ihr Fett wurde ausgepreßt.

Die Besitzer von Tikolotshe werden als amagwira oder abatakati (Zauberer) verschrien und getötet. Am Umzimbulwana, Nebenfluß des Umzimkulu, soll es zahlreiche Tikolotshe geben.

Wenn jemand an diesem Platz vorübergeht, wird er auf einmal die unangenehme Wahrnehmung machen, daß er eine tüchtige Ohrfeige erhalten hat, die von einem solchen Tikolotshe herrührt, ohne daß er jedoch etwas davon sehen konnte; denn, wie gesagt, die Tikolotshe können sich unsichtbar machen.

Zwei Zulus kamen einst nach Manzimtoti, St. Henry, Natal. Sie hatten Tikolotshe feil zum Verkaufen; es wurde dies aber natürlich unter allen Zauberern geheim gehalten.

Dieser Aberglaube ist unter den Zulus sehr lebendig verbreitet. Er tritt manchmal in veränderter Form auf; anstatt des Tikolotshe tritt der Icanti oder schlechtthin das Isilwane (wildes Tier) auf. Aber dem Wesen nach ist es derselbe Aberglaube.

Und wenn manche schon jahrelang mit den Eingeborenen verkehren, ohne auf ihn zu stoßen, so mag dies in den meisten Fällen daher kommen, daß ihnen die Sache selbst unbekannt war, sodaß sie keine Ge-

legenheit wahrnahmen, den Zulus diese sorgfältig geheim gehaltenen Sachen zu entlocken.

Eine große Rolle bei den Zulus spielt der Icanti, eine Wasserschlange, die sich unsichtbar machen kann, die aber, wenn sie zufällig von jemand anderem, als von dem Doktor, der sie besitzt, gesehen wird, jenen hypnotisiert und ihm Tod und Verderben bringt.

Diese Schlange kann sich in Ketten, Beile, Stöcke usw. verwandeln. Sie dient dem Zauberer bei Ausübung seiner geheimen Kunst als Mittel. Es sei zum vornherein erklärt, daß diese Schlange nicht mit dem Schlangenkult zu verwechseln ist, der sich auf den Glauben der Heiden gründet, als ob die Seelen von Verstorbenen sich in Schlangen verkörpern, in dieser Form dann im Heimatskraal erscheinen und gewisse Tieropfer von ihren Angehörigen erheischen. In diesem Fall ist die Schlange Inyanga oder Idhlozi (Geist) oder Inyanqa und hat mit Zauberei nichts zu tun.

Die Schlange, von der wir hier handeln, steht im Dienste eines Menschen. Sie kann sich unsichtbar machen. Zeigt sie sich aber einem Menschen in sichtbarer Gestalt, so wird er — vor Schrecken? — stumm. Man denkt hier unwillkürlich an die Wirkung des Medusenhauptes.

Missionar Schultheiß wurde zu einem Knaben gerufen, der diese Schlange gesehen haben wollte. Er war anscheinend sprachlos. Was der Missionar auch sagte oder tat, er konnte ihn nicht veranlassen, zu reden: er gab auch nicht das leiseste Zeichen, daß er sich dessen bewußt war, was jener sagte.

Er wurde später von einem Doktor in barbarischer Weise kuriert, der siedend heißes Wasser auf ihn goß. Der Knabe sagte aus: „Als ich am Thomas-River das Vieh weidete, sah ich plötzlich den Icanti aus einem Pfuhl Wasser kommen; er strich an meinem Leibe vorüber, ich wurde sprachlos.“

Der Knabe wurde später ein Isanuse, d. h. ein scharfer Doktor, dessen Aufgabe es ist, das Zaubergut, womit gehezt worden ist, oder vielmehr, wie der Zulu sich ausdrückt, „auszuriechen“, ein politisches Werkzeug der Häuptlinge, um sich von irgend einem einflußreichen Mann, der ihnen im Wege ist, zu befreien.

Eines Tages fragte ich ein sehr ordentliches, christliches Mädchen, ob es auch an diese heidnische Sache glaube. Es antwortete mir mit nein, gestand mir aber ganz aufrichtig, daß es vor etwas doch Furcht habe, nämlich vor dem Ingwenya, das im Wasser lebt. Ingwenya heißt wörtlich Krokodil; hier ist aber nichts anderes gemeint, als eine Wassernixe, eine gewisse Art Uhili, Tikolotše.

Ich fragte ferner um den Grund dieser Furcht und bekam als Antwort: der Ingwenya ruft die Frauen und Mädchen, wenn sie den Fluß überschreiten und sie müssen ihm unwiderstehlich in die Tiefe folgen. Dort tötete er sie und nach einigen Tagen kommen sie als Leichen wieder zum Vorschein.

Dieser großen Wasserschlange (Icanti) und der Wassernixe (Uhili, Tikolotſhe) wird ein Versöhnungsoffer dargebracht, damit Unglücksfälle durch Ertrinken nicht so häufig geschehen möchten. Diese Nixen, Zwerge, Kobolde und Geister stehen dem Zulu viel näher, als Gamata oder Tixo oder auch alle Geister seiner Vorfahren; denn erstere begegnen ihm und er hat es mit ihnen zu tun, mag er sich hinwenden, wohin er will. Auf keinen Fall kann er ihnen entrinne.

Für seine Phantasie gibt es da keinen Raum für ein schönes Seeland; denn für seine Einbildungskraft sind alle diese Wesen, die in den Bergen, in den Ebenen, in den Wäldern und Flüssen herumgeistern, entweder boshaft oder schädlich oder unheilbringend, die einem auf allen Wegen und Stegen böse Streiche zu spielen wissen.

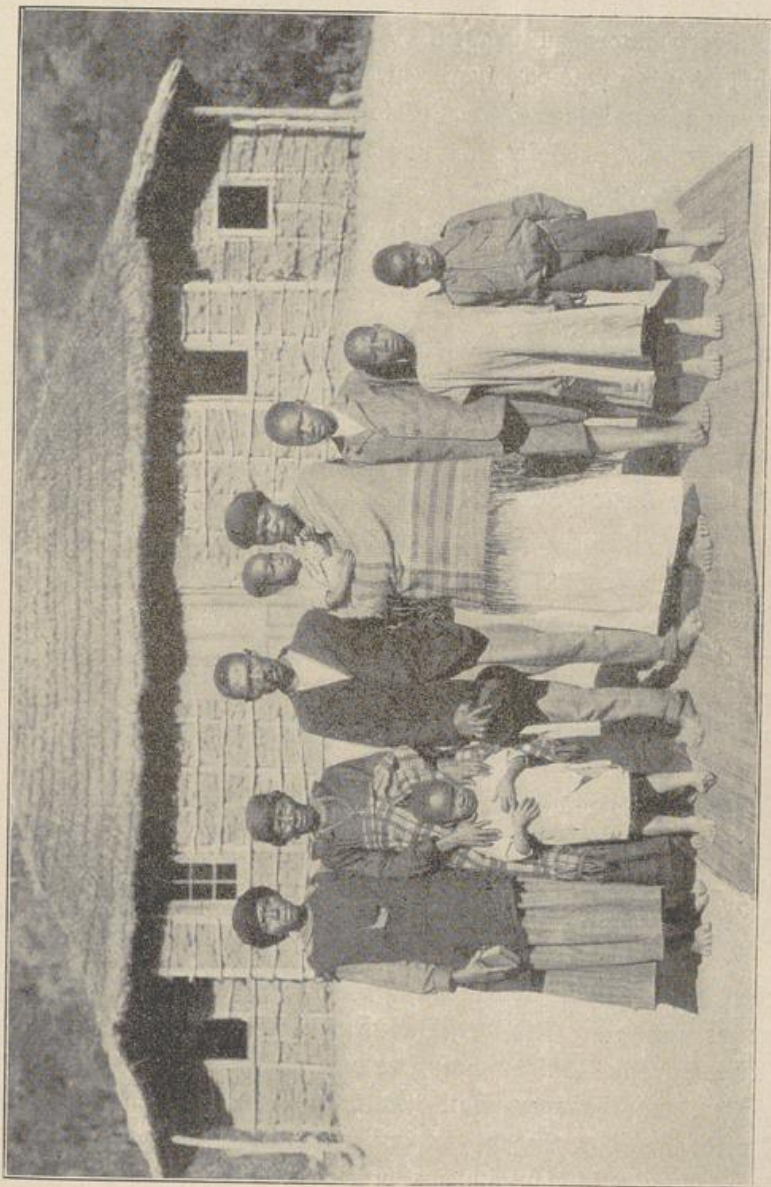
Um sich nun vor ihnen sicher zu machen, trägt der Kaffer eine beträchtliche Anzahl Zaubermittel an seiner eigenen Person; trotzdem aber glaubt und findet er sich immer noch ihren verderbenbringenden Angriffen ausgesetzt.

Wenn der Missionar als denkender Mensch diese und noch andere Sachen, die in dieses Gebiet gehören, überschaut, und durch dieselben sich die Eingeborenen besieht, so bleibt er keineswegs bei der lächerlichen Seite der Sache allein stehen. Manche sind in einem gewissen Zivilisationsdünkel versucht, diesen ganzen Wust von Unsinn, Dummheit, Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Humbug zu verachten oder im besten Falle mitleidig zu verlachen.

Allein, nachdem darin die eigentlichste und wirklichste Religion der Schwarzen besteht, hat die Sache eine sehr ernste Seite. Nicht minder ernst stellt sich die psychologische Seite derselben dar.

Man denke sich einen Heiden, also einen Menschen, der im besten Falle Deist ist, das will sagen, der eine mehr oder minder verschwommene Idee von einem höchsten Wesen hat, (Gamata, Tixo, Unkulunkulu), von dem er aber überzeugt ist, daß es ihm viel zu ferne steht, als daß er mit ihm in direkte Verbindung treten könnte, auf daß er also auch nicht die mindeste Hoffnung habe, dem er sich in keiner Art von Vertrauen nähern kann; ich sage, man denke sich einen solchen Heiden, d. i. einen Menschen, der den einzigen schwachen Halt am

Izynjanna oder Amadhlozi Aberglauben hat, so wird man unschwer einsehen, welchen Grad von Angst, Schrecken und Melancholie das Bewußtsein hervorbringen muß, sich allenthalben von schlimmen Ein-



Christliche Eingeborenenfamilie.

Unter Bild zeigt eine gesunde, christliche Eingeborenenfamilie. Unter dem Einfluß der Religion und ihren segensvollen Begleitererscheinungen reifen aus primitiven Völkern wahre Kulturträger heran. Es ist eine Gestalt an der Heranbildung solcher Völker mitzuarbeiten. Unterhänge deshalb die Missionare.

flüssen, von übernatürlichen Schrecknissen umgeben zu sehen.

Auf jeden Schritt und Tritt, ob zu Hause oder unterwegs, oder auf den Feldern oder in einem anderen Kraal, was er auch tun oder lassen mag, muß er diese ungesesehenen, und gerade deshalb um so unheimlicheren Mächte fürchten, muß gegen jede derselben die nötigen Gegenmittel

bereit halten. Bei jedem Wort, das er spricht, muß er sich hüten, um ja keinen Anlaß zur Annahme zu geben, als ob er Ukutakata (Zauberei) treibe, und selbst, wenn er gar keinen gegeben, weder durch Wort noch durch Tat, sieht er sich fortwährend der Möglichkeit preisgegeben, das Opfer eines Hezendoktors zu werden.

Kaum hat er sich irgendwo häuslich niedergelassen, da tritt ein Todesfall ein; er muß den Platz wieder verlassen, wenn er seine Familie retten will. Ja, wäre das Volk nicht von Natur aus ziemlich leichtlebig veranlagt, es müßte ein großer Prozentsatz dem religiösen Wahnsinn zum Opfer fallen. Man kann oft und oft Heiden beiderlei Geschlechts begegnen, denen der verdüsternde, beängstigende Einfluß des heidnischen Aberglaubens auf dem Gesichte geschrieben ist.

Hier wird der Psychologe auch die Ursache des Amasiko oder Imikuba-Wesens der Eingeborenen suchen müssen, d. h. das Wesen ihrer Gebräuche, sowie für ihren Fatalismus; hier wird er die Erklärung für manches psychologische Rätsel finden, zu dessen Lösung ihm seine mitgebrachte Philosophie keinen Schlüssel gibt.

Von sozialen Einflüssen seien nur zwei hervorgehoben. Das religiöse System hat eine herrschende Klasse herausgebildet, die der Izangoma und der Amaggira oder Tzinanga.

Ein großer Teil unter ihnen, wenn nicht alle, wissen sehr wohl, daß sie Erzschwindler sind; aber ihr Schwindel räumt ihnen eine politische Macht und eine Besitzquelle ein, auf die sie mit fanatischem Eifer verjessen sind.

Dieses selbe religiöse System öffnet der menschlichen Leidenschaft Tür und Tor, insbesondere der größten sozialen Leidenschaft, Zorn und Haß. Das einzelne Individuum versteckt sich hinter der unantastbaren religiösen Maske eines Izangoma und der Gehäßte ist so gut wie unrettbar verloren.

Aus eben dieser Furcht vor dem Hasse anderer erklärt sich, daß der Eingeborene es für ganz selbstverständlich findet, sich durch Zeugnen, erfundene Lügen, falsche Zeugenschaft vor dem Hasse anderer zu schützen. Einen gerechten, wahrhaftigen Gott kennt er nicht, weil er ihn nicht kennt; so wird ihm das Lügen zur zweiten Natur. Man nehme ihm diesen Boden seines religiösen Systems hinweg und er wird der Wahrhaftigkeit huldigen, so gut und so schlecht wie ein anderer Erdenmensch.

Wir schauen jedoch den Eingeborenen nicht als Philosophen, als Psychologen oder Sozialpolitiker an, sondern als Missionare, d. h. als solche, die an Stelle dieses Wustes von heidnischem Aberglauben eine neue, eine christliche, die wahre Religion setzen wollen.

Es wäre verlorene Zeit, wenn man auf die Wichtigkeit hinweisen wollte, die für uns die Kenntnis des Eingeborenen besitzt. Mit einem Wort, wir dürfen ihn nicht durch unsere europäische Brille anschauen.

Nach dieser etwas längeren Abschweifung wollen wir unseren Gegenstand wieder aufnehmen.

Ähnlich wie in Obigem die Schlange (Icanti) als Bundesgenossin des Zauberers gilt, so ist der Imfene, der Pavian, wohl das weitest verbreitete Mittel, mit dem der Zauberer seine nächtlichen Ritte und Taten vollführt, oder, um uns genauer auszudrücken, es ist wohl der am weitesten verbreitete Aberglaube der Eingeborenen, daß die meisten Zauberer mit einem Pavian in Verbindung stehen. Dem Wesen nach ist es dasselbe, wenn man an Stelle des Pavian andere Tiere wie Wildkazen, Eulen, gewisse Vögel usw. figurieren läßt.

Einst wurde ich von einem christlichen Zulu ganz naiv gefragt, ob ich mich denn nicht fürchte, auf unserer Siliäle Saliwa ganz allein zu übernachten. Ich fragte, warum ich mich denn zu fürchten hätte.

„Nun,“ meinte er, „vor dem Imfene, auf dem während der Nacht die Zauberer herumzueilen pflegen und zwar sehen sie sich so darauf, daß ihr Gesicht nach hinten schaut. Diese Zauberer können dich leicht umbringen, denn sie gehen nur herum, um Tod und Verderben zu bringen.“

Ich entgegnete: „Glaubst du wirklich, daß das wahr sei?“

„Das ist die sicherste Wahrheit,“ antwortete er nur.

Nun, ich versprach ihm, daß, falls einmal so ein Pavian mich zu besuchen käme, ich ihn ohne weiteres sogleich zu meinen Christen senden würde.

Eine andere große Rolle im Glauben der Schwarzen spielt die Umamlambo. Dieser höchst berückte und weit verbreitete Aberglaube findet sich hauptsächlich unter den Kosa und Fingo.

Es gibt dort große heidnische Doktoren, welche machen können, daß eine Ikubalo eine Schlange wird.

Was ist denn eine Ikubalo?

Es ist die Bezeichnung für verschiedene Wurzeln, die als Schmuck oder Amulett getragen werden. Sie werden entweder an die Umhängende geheftet oder als ein Band um den Hals geschlungen, um sich von irgend einem Uebel zu schützen oder etwas Gutes zu erlangen (pelargonium pulverulentum, trockene Arznei aus einer Wurzel oder Baumrinde).

(Fortsetzung folgt.)

Die Zebras.

Von † P. Notker Vorspel.

Die Zebras gehören zu den einhufigen Tieren. Wer ein Pferd und einen Esel kennt, kann aus einem gestreiften Mittelglied dieser beiden Tiere sich ein ungefähres Bild von einem Zebra machen. In Afrika soll es noch verschiedene Arten Zebras geben.

Von einer Art derselben, den Quaggas, wollte man die letzten Spuren 1878 im Orange-Freistaat gesehen haben, als man noch Reste dieser wilden Herden kurz vor dem Weltkriege, 1914, in Südwest-Afrika entdeckte.

Sie pflegten in Herden von 15 bis 30 Stück große Ebenen Süd-Afrikas zu beleben. Die Quaggas haben nach konservierten Häuten eine helle bis gelbbraune Farbe, der Nacken und die oberen Teile des Körpers sind dunkel rotbraun, die Gliedmaßen und der Schwanz weiß. Der Schwanz gleicht dem der Esel, er ist nur unvollständig behaart.

Diese Tiere leben gern in der Nähe von Gewässern. Ihr Fleisch wurde von den Eingeborenen sehr geliebt. Die Haut gibt ein gutes Leder. Schon manche Zebrahaut dieser und anderer Arten ist durch die Mariannhiller Gerberei gegangen. Die Häute finden aber wegen ihrer schönen Färbung und Zeichnung noch anderweitige Verwendung.

Das Berg-Zebra liebt die Höhenzüge. Es läßt sich schwer einfangen und zähmen; doch hat man in einzelnen Fällen auch gute Erfolge gehabt. Diese Art erreicht eine Länge von 1,80 Meter. Seine Grundfarbe ist weißgelb; am Bauch und in der unteren Körpergegend mehr weiß.

Dem Rücken entlang von der Schultergegend bis zur Schwanzwurzel verläuft ein schwarzer Streifen, von dem aus Querstreifen ausgehen. Bezüglich seiner Halsstreifen ist zu bemerken, daß diese sich nach oben in den kurzen, büstenartig aufstehenden Haaren der Mähne fortsetzen, was dem Tiere ein besonders hübsches Aussehen verleiht. Das Ende seines Schwanzes, die Hufe und Schwielenwarzen der Vorderfüße sind von schwarzer Farbe.

Die Berg-Zebras weiden nur früh morgens und abends, zu welchem Zwecke sie sich dann in die Ebene begeben; sie ruhen während des Tages unter einem schattigen Baum oder in schattigen Partien von felsigem Geklüfte. Zum Trinken steigen sie meistens nachts in die Täler hinab.

Die Berg-Zebras haben von allen die zähesten Hufe. Sie galoppieren mit staunenswerter Geschwindigkeit hohe Felsplatten hinauf. Wenn sie aufgeschreckt werden, springen sie wie eine davonlaufende Ziege in halbrechender Weise steile, schmale, mit Gestein bedeckte Fußpfade hinab.



Wilbe Zebraz in der Steppe.

Eine Gruppe dieser Tiere besteht gewöhnlich aus Stuten, Fohlen und einem Hengst. Letzterer vertreibt die erwachsenen männlichen Tiere von der Herde fort. Wird die Gruppe zahlreich, so teilt sie sich in zwei auf, wofür das dürftige Futter in und an den Bergen wohl eine Hauptursache sein dürfte. Wenn sie in freiem Gelände in kleinen Gruppen weiden oder ruhen, stellt sich eines dieser Tiere in der Nähe auf einem erhöhten Platz auf, Wache zu halten, um durch einen gellenden Schrei eine drohende Gefahr anzukündigen.

Die wilden Berg-Zebras werden meistens in folgender Weise eingefangen. Ein halbes Duzend Reiter umzingelt sie, um sie dann einem steilen Felsenvorsprunge zu zutreiben. In diesem halten sich die übrigen Männer verborgen, um im rechten Moment zum Vorschein zu kommen. Die wachsamten Reiter sind darauf aus, die Tiere, welche zurückweichen wollen, von den Bergpässen abzuhalten, sie müde zu jagen und, wenn möglich, zum Sturz zu bringen.

Die Männer versuchen dann eine Fangschlinge, welche am Ende eines zwei Meter langen Knüttels befestigt ist, dem Tier über den Kopf zu werfen, der alsbald eine Kopf-Halter folgt. Das so überwältigte Tier wird dann zwischen zwei Reitern, gebunden mit weiteren Stricken, abgeführt. Ein dritter Reiter folgt, das gefangene Tier, wenn widerpenstig, mit einer Reitpeitsche anzutreiben. Zebras brechen bei diesem Einfangvorgang vor Erschöpfung hie und da tot zusammen, oder zerbrechen, in verzweifelter Anstrengung, ihre Freiheit wieder zu erlangen, den Hals oder die Beine. Wenn ältere Zebra-Stuten eingefangen und gut behandelt werden, werden sie in ein bis zwei Monaten vollständig zahm. Junge Tiere erweisen sich sehr gelehrig, alte Hengste dagegen sind unjähmbar. Diese besonders gebrauchen zu ihrer Verteidigung mehr die Zähne als die Hufe. Für Zuchtzwecken kreuzt man auch Zebra-Muttertiere mit einem Eselshengst.

Das Zebra-Füllen ist anfänglich mit wolligem Haar bedeckt. Früher sind manche Zebras in die Mägen der Eingeborenen gewandert, andere, von Tierhändlern eingefangen und an zoologischen Gärten der Welt verkauft worden. Seitdem die Berg-Zebra hier gesetzlichen Schutz genießen und nur mehr gegen ein hohes Schutzgeld abgeschossen werden dürfen, haben sich diese harmlosen Tiere in der Kapkolonie und in Südwest viel vermehrt.

Das Berg-Zebra ist wohl zu unterscheiden von dem stärkeren südafrikanischen Burchell-Zebra. Es unterscheidet sich von letzterem durch eine Vorderkopfmähne, gestreifte Füße bis zu den Hufen und lange, eselartige Ohren. Es existierte früher in Süd-Afrika in Herden von 50 bis 100

Stück. Diese leichter einzufangenen Tieren wurden vielfach von Reisenden und Kolonisten abgeschlachtet. In Ost-Afrika sollen große Herden dieser Art bestehen. Hier im Süden findet man noch Reste solcher Gruppen halbzahm in den Jagdreserven des Zululandes. Dort gehen diese Tiere auch bei Tage zu den Wasserläufen zum Trinken und rennen nicht mehr jedesmal beim Anblick eines Reiters davon. Die Stuten dieser Art werden recht fett. Sie sind weniger schnell im Lauf; können aber wie ein Pferd zum Einspannen und Reiten abgerichtet werden. Das Zebra soll weder von der hier sehr gefürchteten Pferdekrankheit, noch von der Tsetse-Fliege zu leiden haben. Diese Art hat Aussicht, unter den Haustieren noch einmal eine Rolle zu spielen.

Die Gesundung der Seelen.

Gesundung der Seelen ist nicht gegeben mit der Festhaltung der Gläubigen bei äußerlichem Kirchentum. Sanierung der Seelen verlangt unerbittliches Ernstmachen mit dem, was der einzig wahre Arzt der Menschheit, was Christus verlangt in seinem Evangelium, der magna chara, der Sanierung der Menschheit.

Predigt den Menschen auf allen Gassen und Plätzen das Reich Gottes! Predigt es auch in der Börse und auf den Marktplätzen: Was nützt es euch, wenn ihr die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an eurer Seele! Ruft den Reichen von heute wieder ins Gewissen das „Wehe euch Reichen!“, daß sie der Armen nicht vergessen und ihre Seele nicht verraten! Und predigt ihnen nicht bloß, lebt ihnen vor ein Leben wie jener Bettler von Assisi, dem seine Zeitgenossen glaubten, weil er tat, was er lehrte.

Lehrt die Menschen wieder hinsehen auf Gott und die letzten Dinge, daß sie nicht mehr sündigen können durch gegenseitige Vergewaltigung und hinterlistige Uebervorteilung! Gewinnt die Menschen wieder für Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in der ganzen Lebenshaltung, daß der eine dem anderen wieder trauen und vertrauen kann! Verlangt von den Menschen wieder Gerechtigkeit, mehr noch, verlangt von ihnen den Geist der Billigkeit, daß sie nicht auf dem Buchstaben ihres vermeintlichen Rechtes bestehen, sondern im Geist der Versöhnlichkeit sich gegenseitig dienen!

Und verkündet der Menschheit von heute wieder die Liebe Gottes zu den Menschen und predigt ihnen wieder die heilige Liebe der Brüder und Schwestern untereinander! Verwirklicht mit ihnen das Reich Gottes auf Erden, und alles andere „Sanierung“ wird euch dazugegeben werden!

Flandereien.

Von Br. Sidor.

Das Gift als Universalmittel für Nebenbuhler.

Wie oft und gewöhnlich gerade dieses schreckliche Mittel gebraucht wird, um verhaßte Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, zeigen die folgenden Beispiele.

Bekanntlich hat die Regierung die Ausübungen der kleinen Gerichtsbarkheiten unter den Schwarzen den vom eigenen Volke gewählten Chiefs übertragen. Da diese ihre Gewalt oft mißbrauchen, setzt die Regierung in vereinzelt Fällen eigene Chiefs auf. Natürlich ist damit oft Anlaß gegeben zu Haß und Streit der beiden Nebenbuhler. Der Streit des Regierungschief mit dem Chief, den das Volk sich erwählte, wird meistens im Geheimen ausgefochten. So war es auch beim Amakuza-Stamm. Die Regierung setzte einen neuen Chief ein mit Namen Mjila. Dieser war beim Volke sehr unbeliebt, weil er nicht vom Stamme der Amakuza war. Wie nun den verhaßten, auch sonst etwas strengen Häuptling wegschaffen? Man sann hin und her. Kein Mittel wollte fruchten, da konnte nur das Gift helfen. Etwas Gift in das Utschwala getan, tut den Dienst ganz vorzüglich. Nur muß es geheim geschehen, sonst ist der Galgen die entsprechende Strafe.

Um solch einem Schicksal zu entgehen, ging besagter Mjila nie zu einem Biergelage und hat auf diese Weise seinen Posten viele Jahre eingenommen, aber er hatte auch noch einen stärkeren Feind. Der Chief vom Amabacastamm, Skofini, glaubte auch Anspruch auf diesen Posten zu haben, auf Grund alter Rechte. Dieser sann nun auf Mittel und Wege, den Mjila beiseite zu bringen. Lange wollte es nicht gelingen, bis er endlich zwei Basutos dafür fand.

Diese zwei schickte er nun zu ihm, sie hatten sich als Doktoren zu verstellen und sollten den Mjila bewegen, Medizin zu nehmen. Der Plan gelang, er nahm sie und war kurze Zeit darauf eine Leiche. Die Täter hatten sich natürlich beizeiten aus dem Staube gemacht. Die Sache wurde ruchbar, Skofini wurde als der Urheber verdächtigt. Die Untersuchung bei Gericht ergab, daß dem so sei, weshalb er zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Vor seiner Hinrichtung ließ er sich noch taufen und ist somit als Christ gestorben. So hat für ihn die Sache zuletzt noch ein gutes Ende genommen.

Der Chief Mjila war der Mission auch nicht abgeneigt. Wer weiß, vielleicht hat der liebe Gott ihm im letzten Augenblicke belohnt, indem er ihm die Gnade einer vollkommenen Reue verlieh. Wir wünschen es ihm.

Die Religion ist zu vielem nütze;

ganz abgesehen davon, daß sie uns in den Himmel bringt. Sie hilft uns über viele Schwierigkeiten hinweg, wo wir sonst den Mut verlieren würden. Eine Christin hatte einen Mann beim Priester anzuklagen wegen einer groben Tat. Nun fürchtete sie sich, er könnte ihr etwas zu Leid tun, wenn er ihr allein auf dem Wege begegnete; aber das Gefühl, nur die Pflicht getan zu haben und der Wunsch, in einem solchen Augenblicke im Stande der Gnade zu sein, half ihr, die Furcht zu überwinden.



Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen: Abtlg. Setzerei.

Sie sagte, wenn ich nur im Stande der Gnade bin, möge er mich nur ermorden. Es hat dann nicht viel zu sagen, denn sterben muß ich ja doch einmal.

Ein Sonntagsmorgen ist immer etwas Schönes, besonders aber im Frühling, wenn alles blüht und im schönsten Schmuck steht. Auch im Heidenlande ist so ein Sonntagsmorgen etwas Eigenartiges. Auf der Missionsstation ist es so feierlich und ernst. Viele von den dort ansässigen Christen und von den nahe gelegenen Kraalen kommen schon in der Frühe herbei in Sonntagskleidern, um die hl. Kommunion zu empfangen. Das erhöht die Stimmung des Tages. Am schönsten ist es aber für einen Bruder, wenn man das Glück hat, mit dem Priester auf eine Außenstation hinausreiten zu dürfen.

Es ist schon angenehm im afrikanischen Winter, wenn die ganze Landschaft in Braun gekleidet ist, aber noch viel schöner ist es, nachdem das dürre, braune Gras gebrannt ist und der Frühling die rasierten Flächen mit frischem Grün bekleidet. Wenn dann die Sonne majestätisch emporsteigt und alles mit einem gewissen Zauber verklärt, so müssen fast jedem unwillkürlich bessere Gedanken kommen.

Man fühlt die Weihe des Tages und ein Verlangen nach dem ewigen Sonntagsmorgen steigt bei dem gläubigen Christen auf, welcher von keinen Tagen der Sorgen und Trübsal wird verdrängt werden. Was aber die eigentliche Weihe gibt, ist der Heiland, wenn er uns auf der Reise unter den hl. Gestalten begleitet.

Da erinnere ich mich oft wieder der Träumereien der Jugend, wenn ich den Priester auf Versehgängen begleitete. Dort malte ich mich aus, wie schön es wäre, wenn ich das Glück hätte, in irgend einem Weltteil den Priester auf dem Versehgange zu begleiten. Nun ist der Wunsch schon lange in Erfüllung gegangen; Gott sei es gedankt dafür.

Zum Schluß noch eine Bitte an den freundlichen Leser, die Bitte, er möge sie und da ein Memento machen für die armen Heiden, daß die wahre Sonne, Jesus Christus, in ihre Herzen hineinleuchten möge, und dort eine Art Sonntagsmorgen hervorrufe, welcher einmal mit dem ewigen Sonntagsmorgen im Himmel endigen möge.

Vor nicht langer Zeit

kam die Botschaft von einer anderen Station, daß eine noch ganz junge Ehefrau gestorben sei. Eine Verwandte von ihr, welche hier in der Schule ist, war sehr betrübt darüber. Am andern Morgen in aller Frühe kam sie in die Kirche, beichtete, um recht gut kommunizieren zu können. Sie geht täglich zum Tische des Herrn. Ich betrachtete sie, wie sie sich immer wieder die Tränen abwischte und dachte bei mir: Selig die Toten, welche solche Verwandte hinterlassen, und ich glaube, daß dies auch der Wunsch und die Sehnsucht vieler armen Seelen im Segfeuer ist.



Die Flucht des Ijnn.

Die Abenteuer des Mhla Ijtnwa in den Jahren der Gnade 1828—31.

So machte ich mich in Begleitung von Männern, die Ballen Tuches und Perlen und allerlei Ziergegenstände trugen, auf den Weg ins Lager der Zulu. Wir waren nicht weit vom Umuzi entfernt, da kam Manjema mir nachgelaufen. Sie warf sich in meine Arme.

„O Ijtnwa, nimm mich mit! Ich fürchte mich nicht, mit dir zu sterben.“

Ich machte mich sanft von ihr los.

„Nein Manjema, ich bin gesandt im Dienste des Inkos und wage nichts anderes zu denken als was mir aufgetragen ist. Wenn ich glücklich zurückkehre, werden wir einander angetraut.“

Sie antwortete nichts und wandte sich unter Schluchzen dem Kraale zu. Als wir im Lager der Zulu-Impi angekommen waren, gaben die mich begleitenden Leute ihre Ballen ab und verabschiedeten sich.

Die Zulus schauten die Bündel an, aber keiner nahm sie auf, bis der Induna mit seinem Assegai auf jeden einzelnen Mann deutend Träger aus dem gemeinen Volk auswählte und jeder ein Bündel zu nehmen hatte. Einer der Auserlesenen zauderte noch, dem Befehle Folge zu leisten; sofort schwang der Induna einen Speer, bereit den Widerpenstigen zu durchbohren und dieser nahm eiligst sein Bündel auf.

In der Folge wurden jeden Tag andere Träger für die Lasten bestimmt, damit keine Unzufriedenheit unter den Leuten entstehe, denn die Zulus haben großen Abscheu vor allem, was Arbeit heißt.

So begaben wir uns denn auf den Marsch nach Zululand, der aber weiter keine nennenswerten Ereignisse bot.

Wir zogen voran Tag für Tag und kamen auch an der Stelle vorbei, wo einstens Teguan gestanden. Bereits wuchs Gras über der Stelle und über die verkohlten Balken unserer Wohnhütten. Das Herz wurde mir schwer im Busen bei diesem Anblicke. Ich gedachte, wie ich Teguan zum ersten Mal gesehen und wie es für mich das Land der Verheißung gewesen.

Ich gedachte meiner Mhla und meiner Buben, die jetzt tot waren. Nie mehr konnten meine Tage so werden, wie ich sie einst sah. Alte Zeiten, alte Tage, alte Liebe — sind sie einmal dahin, so mag kein Sterblicher hoffen, ihresgleichen wieder zu erleben. Gewiß, frühere Zeiten können nachgeahmt werden, aber sie kommen dem Urbild nicht gleich. Sie werden nicht so werden, wie sie gewesen; es bleibt immer Nachahmung.

Wir ließen Teguan hinter uns und kamen durch die Umgeni-Drift, erstiegen das bewaldete Tafelland und marschierten vorwärts, vorbei am Meerkuh-See und gelangten endlich nach Umgungundhlovu.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Und so kam es denn, daß ich dem großen Löwen der Amazulus gegenüberstand und ihm ins Angesicht sah. Er saß auf einem Staatsstuhl und neben ihm ein Umlungu (Europäer). Rings um ihn waren die Hauptleute der Armee und die Indunas (Räte) des Zuluvolkes versammelt. Der ganze große Platz war besetzt von Kriegerleuten, die ein um das andere Mal den königlichen Huldigungsgruß „Banyete“ aus tiefen Kehlen donnerten und den König priesen.

Er war der, welcher groß ist, „der große, schwarze Elefant, der Löwe vom Zululand, der Erderschütterer und Himmelsstürmer“. So ging es fort, bis alle Geschenke zu Füßen des Despoten niedergelegt waren.

Ich kniete vor Dingaan nieder, bis er mir die Erlaubnis gab zu hocken, und so sahen wir einander in die Augen; er mit aller Macht des Zululandes hinter sich, ich allein ohne einen Freund.

Der Inkos sah mich finster und stirnrundelnd an. Sein wildes Auge glänzte kalt und grausam.

„So, du bist der Mann, der so viele aus meinem Volke mit seiner Art erschlagen hat! — Wie?“ rief er aus, sprang auf seine Füße und ergriff seinen Assagai, dessen Spitze er in meine Halsgrube setzte, dort, wo das Brustbein sich an den Hals anschließt. „Soll ich diese Lanze dir ins Herz senden?“

Mir war es bei dieser Szene nicht sehr wohl zu Mute. Meinen Körper überlief ein Schauer, als ich die Spitze des kalten Stahls an meiner Kehle fühlte. Doch antwortete ich so unerschrocken als ich konnte:

„Mein Leben ist dein, o König! Aber will der König nicht zuvor das Wort des Mbulazi hören?“

Dingaan lachte; ein kurz hervorgestoßenes Lachen. Doch setzte er sich wieder nieder zu meiner großen Erleichterung.

„Nun gut, laß hören das Wort Mbulazis!“

„Es ist hier niedergeschrieben, o König!“ und ich überreichte ihm das Paket, das er öffnete und dann den Inhalt desselben dem Umfundisi übergab mit den Worten:

„Lies das, weißes Tier!“

Der Umlungu las das Schriftstück, worin Mbulazi auseinander setzte, daß er immer der Freund der Zulu gewesen sei. Wie er vordem gegen Mosilikatse gekämpft habe, und wie er Friede geschlossen mit

Saku, dem Pondoohauptling, damit der König freie Hand haben möge mit Schuza, dem König der Swazi.

„Nach allem diesem,“ fuhr Mbulazi in seinem Briefe fort, „ist es nicht gut angebracht vom Zulu-Herrscher, daß er meine Leute tötet,



Zulu-Hauptling Lofotwayo (in der Mitte) mit vier Räten (Zidnuas). (S. Seite 56.)

mein Vieh wegnimmt und mich in die Felsenklüfte verjagt wie einen Babun (Pavian). Ich bitte daher, daß Dingaan, der König, mir mein Vieh zurückgebe und mir den Besitz von Bubolonys bestätigst, sowie des Länderbezirkes vom Umhlali bis zum Umzimonbu und von der Küste aus 100 Meilen ins Innere. Dann möchte Frieden werden im Land.“

„Das Dokument, auf dem die Ueberlassung besagter Ländereien am Mbulazi ausgesprochen ist, befindet sich hier,“ sagte der Umfundisi, indem er dasselbe vorwies.

Dingaans Gesicht verkündetet Sturm während der Lesung dieses Schriftstückes und ich erwartete jeden Augenblick zu hören:

„Führet ihn hinweg!“

Das wäre für mich das Todesurteil gewesen. Verurteilung zu einem sofortigen Tode ohne Weiteres. Indessen: die Lesung war zu Ende und Dingaan saß noch immer da ohne ein Wort zu reden.

Endlich stand er auf, schüttelte sich, als ob er düstere Gedanken von sich abwerfen wollte und sprach:

„Ich werde dir morgen meine Antwort geben!“

Damit begab er sich in das Indhlu-enkulu, das große Haus, die königlichen Gemächer seines Kraals, das mit großen Elefantenzähnen geziert war. Die kleinen Herren unter den Abantu ersetzten heutzutage diese Elefantenzähne durch Ochsenhörner.

Als das Banete-Gebrüll beim Abgang des Dingaans verhallt war, kam mein Freund, der Induna Isibili herbei und faßte meine Hand.

„Gut gemacht, alte Streitart! Hättest du nur mit einem Augenlid gezuckt als Dingaans Speer dir an der Kehle saß, so wärest du ein toter Mann gewesen. Er hat kein Mitleid mit Feiglingen. — Es ist da ein Freund von dir hier, der dich gerne sehen möchte.“

Mit diesen Worten führte mich Isibili zu einer Hütte, in welcher er verschwand. Ich folgte ihm auf dem Fuße nach und als meine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt hatten, erkannte ich den alten Wahrsager Isanisi, der mich in Teguan verzaubert hatte. Als ich ihn anstarrte mit offenem Munde, schüttelte der Alte sich vor Lachen und krächzte:

„Immer noch der alte Ixitwa, der da meint, er sei ein Held, aber meine Zauberkraft fürchtet. Isibili, ich möchte gerne mit Ixitwa allein sprechen. Ich weiß, du bist verlässlich und wirst nichts weiter verraten.“

Isibili war offenbar neugierig, antwortete aber: „Lungile“ gut so, und verließ mit Widerstreben die Hütte.

„Du wunderst dich, mich hier zu sehen, Ixitwa?“ begann der Zauberer. „Ja, das wäre eine lange Geschichte, wollte ich dir erzählen, wie ich von Teguan nach Umgungundhlovu kam. Der Hauptinhalt davon ist aber: Als die Impi Teguan angriff, wurde ich verwundet. Ich konnte daher nicht mit, als ihr abzoget und hielt mich auf dem Bluff versteckt. Dasselbst sah ich zur Nachtzeit den Himmel an und ich las im Feuer und Wasser

und ich sah, was kommen würde. Aber ich wollte nicht für immer von Wurzeln und Wasser leben, daher kam ich herüber nach Umgungundhlovu. Ich wußte aber, daß Dingaan mich nicht töten würde, denn er hatte einen Traum gehabt und ich hatte bewirkt, daß er diesen Traum geträumt."

Ich hörte dem Zauberer zu mit aufgesperrten Augen und Ohren und offenem Munde.

"Du hast es bewirkt, daß er träumte?"

"Ja, ich. Und ich will dir erzählen, wie das gegangen hat. Ich weiß, du behältst das für dich. Ich machte ihn träumen, ich sei in seinem Kraale angekommen und er habe einen großen Isanusi (Wahrsager) aus mir gemacht. Und siehe da! Seine Herden, (so sah er im Traume,) vermehrten sich, seine Impis gewannen die Schlachten und seine Weiber hatten viele Kinder. Und abermals machte ich, daß er träumte. Und er träumte, er habe mich genommen und mich getötet. Und er sah im Traum, wie sein Vieh an der Seuche einging, wie seine Impis geschlagen wurden, seine Weiber ihm nicht treu blieben und er selber an einer Krankheit hinsiechte.

Als ich zum Königskraal kam, ergriffen mich die Leibwächter und führten mich des andern Morgens vor den König. Ich wußte aber, daß er im Geiste noch mit dem beschäftigt war, was er geträumt hatte.

Als meine Gefangennahme bekannt war, liefen die Wahrsager aus ihren Hütten herbei und der oberste Wahrsager verlangte meinen Tod. Er war nämlich gegen mich früher aufgetreten und hatte mich durch falsches Zeugnis zur Flucht gezwungen. Aber Dingaan zeigte seine Hand und sagte:

"Deute mir meinen Traum!"

Der Isanusi (Wahrsager) begann nun mit einem Knochen und anderen Dingen zu arbeiten und machte ein dummes, albernes Geschwätz, das keinen Sinn hatte. Des Königs Angesicht ward finster:

"Schafft ihn mir aus den Augen!"

Und der Mann wurde sofort zur Hinrichtung abgeführt, ungeachtet seines lauten Geheules um Gnade.

Nun wandte sich Dingaan an einen anderen Wahrsager:

"Enthülle mir, was mir geträumt!"

Aber dieser war schlauer als der erste und sprach:

"O König, ich kann nicht; die Träume des Königs der Könige sind geheiligt und vor den Menschen verborgen; aber wenn er mir seinen Traum erzählen will. . . ."

Der Herrscher wandte sich unwillig ab. Da begann ich:

„O König! Ich vermag deinen Traum zu lesen! Du hast geträumt, daß ich zu deinem Kraal gekommen sei und du habest mich zum Obersten der Isanusi ernannt, sodaß ich die falschen Isanusi ausrieden möchte, welche deine Herden vernichten wollen, die Herzen deiner Armeen zu Wasser machen und die Frauen des Landes unfruchtbar.“

Dingaan antwortete: „Du hast wahr gesprochen. Du bist von nun an der Häuptling der Isanusi. Rieche sie aus! Rieche die Zauberer aus!“

Der alte Mann kicherte hier.

O, ich habe sie ausgerochen! Ich habe alle ausgerochen, die je ein boshafte Wort gegen mich gesagt hatten. Das war ein Abschlagen von Zauberern!

(Fortsetzung folgt.)

Wer sich über Druckfehler ärgert

möge folgendes lesen zur Beruhigung: Druckfehler sind Irrtümer, die weder der Setzer, noch der Korrekteur, noch der Redakteur, sondern nur der Leser entdeckt (und auch dieser oft nicht). Druckfehler gehören zu den unvermeidlichen Eigenschaften eines jeden Druckerzeugnisses; sie verhalten sich wie der Rost zum Eisen, wie die Hefe zum Wein, nur mit dem Unterschiede, daß vor dem Druck noch niemand weiß, ob sie fehlen oder da sein werden. So lange musiziert und gesungen wird, wird es falsche Töne geben, so lange geschrieben und gedruckt wird, so lange wird es Schreib- und Druckfehler geben; ein alter Kalenderreim trifft das Richtige:

„Gib, Leser, nicht so scharf
Auf alle Fehler acht,
Denn niemals ist ein Blatt,
Und der, der es gemacht,
Und der, der es gelesen,
Von allen Fehlern frei gewesen!“

Zu Bild Seite 53.

Häuptling Lokotwaho besichtigte in Begleitung seiner Räte (Indunas) die Schule seines Bezirkes. Immer mehr schätzen die Eingeborenen das Schulwesen und die Häuptlinge (Chiefs) dringen oft mit Nachdruck auf Einrichtung solcher. Das Bild zeigt in interessanter Weise die „kulturelle Entwicklung“ der Dorfhäupter. Der Chief fast völlig zivilisiert bis auf Schild, Ehrenstab und Kopfschmuck, seine Begleiter zum Teil im „Staatskleid“ der alten Zulu-Herrlichkeit.



Briefauszüge.



Mit diesen erbetenen Veröffentlichungen aus Briefauszügen unserer Wohltäter soll kein Urteil gefällt werden, ob diese Erhöhungen Wirkungen eines frommen Gebetes auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist aber sicher von großem Wert in unserer glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsseifer anzuführen.

N.: Öffentlichen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, den armen Seelen und der hl. Mutter Gottes für erhaltene Gesundheit.

Reußbühl: Fr. . . Antoniusbrot für erhaltene Hilfe in gewissen Anliegen.

Wang: Durch Abhaltung einer Novene zur hl. Theresia, zum hl. Benedikt und zum ehrw. P. Paul bin ich erhört worden, beigelegte Gabe für die Mission als Dank.

N. Erftsbach: Durch Versprechen einer Missionsgabe als Antoniusbrot sind wir in unserem Anliegen erhört worden.

A. G. Th.: Tausend Dank der hl. Mutter Anna und dem hl. Antonius für ihre Hilfe, daß eine schwere Operation glücklich verlaufen ist. Ein Almosen liegt bei.

H. in W.: Dank der lieben Muttergottes von Lourdes, für glücklichen Ausgang dreimaliger schwerer Operation.

N.: Dank dem hl. Antonius in Wohnungsangelegenheit.

Berlingen: Dank der Fürbitte des hl. Antonius für Hilfe in schweren Anliegen. Fr. . . Antoniusbrot zum Trost der armen Seelen.

Luzern: Durch die Fürbitte der sel. Maria von Agreda und der sel. Maria Martha Chamlon, sowie unseres Landesheiligen des sel. Nikolaus von der Flüe wurde mir in verschiedenen Anliegen Erhöhung zu Teil.

Innigen Dank der lieben Mutter Gottes u. dem hl. Antonius für erhörte Bitte in einem besonderen Anliegen. Zum Danke war ein Heidenkind versprochen, welches auf den Namen Antonius Maria getauft werden soll, sowie Veröffentlichung.

Illien: Der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius herzlichsten Dank für Erhöhung in schwerem Anliegen. Fr. . . waren versprochen. A. A. R.

F. G.: Dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und dem hl. Antonius herzlichsten Dank für glückliche Operation.

Aus Baden: Nach jahrelangem Beten zur hl. Familie bin ich in ganz auffallender Weise erhört worden.

Euerfeld: Innigen Dank für Heilung in einem Augenleiden, bei Gebrauch von Lourdeswasser.



Memento.



Weidorf: Jakob Hopp. Mainz: Anna Mosler u. Kath. Gesch. Tiengen: Emilie Maier. Eussenheim: Gertrud Klug. Ritzeshansen: Josef Klug, Pfarrer. Friedberg: Christiana Schury. Frankfurt: Maria Lowag. Straburg: Mutter Generaloberin Maria Armand Weber. Straubing: Maria Lautenbacher. Ellwangen: Monika Mayer. Montabaur: Josef Endris. Jungbuch: Anna Bandisch. Rasdorf: Maria Josepha Weber. Zimmern: Agnes Rem-

senberger. Würzburg: Elisabeth Hupflein. Hanau: Johann Slawik. Steinau: Martha May. Waldbrunn: Johann Uehlein. Würzburg: Rudolf Englert. Randersacker: Hochw. Dr. Jakob Kilgenstein, Pfarrer. Königshofen i. Grabfeld: Anna Wohlgemuth. Worblingen: Josepha Wieland. Eberfingen: Adolf Mahler. Rempten Allgäu: Theobald Bischofberger. Freising: Anna Karl Beringer. Wangen: Bibiana Deutler. Neuensee: Maria Valer.



Gebetsempfehlungen.



Um Fortschritt im Studium. — Für ein krankes Kind. — Um glückliche Operation. — Für einen kranken Studenten. — Die Bekehrung eines Sohnes. — Um glücklichen Ausgang einer Familienangelegenheit. — In Berufswahl. — Ein Stelungsloser um Arbeit. — Zurückerlangung ausgeliehenes Geldes.

Feithieren: Bitte um das Gebet nach der Meinung einer Wohltäterin.

Homburg: Eine Wohltäterin bittet die Missionsangehörigen um das Gebet für ihren Mann. — Ein dem Trunk ergebener Mann. — Ein kinderloses Ehepaar. — Um Frieden in der Familie. **Wattenscheid:** Zwei besondere Anliegen.

Sensationelle Neuheit!

Gibt's auch heute noch Teufel?

Authentischer Bericht über zwei Teufelsbeschwörungen in Süd-Afrika
aus jüngster Zeit in wissenschaftlich-kritischer Beleuchtung.

96 Seiten. 4. sehr stark vergrößerte Auflage. 96 Seiten.

Preis Mk. -.50 20. bis 40. Tausend. Preis Mk. -.50

(Nicht zu verwechseln mit Tilsfurt Elsaß.)

Bezug am besten gegen Voreinsendung des Betrages auf Postcheckkonto Nürnberg 26 311.
(Missionshaus St. Joseph, Reimlingen)

In wenig Wochen Tausende verkauft.

Am rinnenden Bronnen Von Betty Schelder. Verfasserin bietet eine Reihe anmutiger Skizzen und Novellen, die schlicht und einfach in edler, schöner Sprache manch prächtiges Samenkorn ins jugendliche Herz versenken können. Das Buch wird entschieden gefallen, und wir wünschen ihm und seiner jugendlichen Verfasserin den wohlverdienten Erfolg. 240 Seiten. Preis gebunden Mk. 3.—

Zu beziehen durch unsere Vertretungen oder direkt vom
St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Schwaben).

Missionsbildungsanstalten der Mariannhiller Mission.

1. Missionsseminar Aloysianum, Lohr a.M.

Aufnahme finden Knaben, die Lust zum Missionsberufe haben, vom
11. Jahre an. Schulbeginn 1. Mai. Anmeldungen jetzt machen.

2. Missionsseminar St. Joseph, Reimlingen (Schwaben).

Spätberufene vom 14. — 25. Jahre an, die noch Missionspriester in
der Mariannhiller Mission werden wollen, finden Aufnahme.

3. Missionshaus St. Joseph, Reimlingen, (Schwab.)

Jünglinge, die aus der Volksschule entlassen und noch nicht 17. Jahre alt sind,
finden, wenn sie Lust haben Missionsbrüder zu werden, Aufnahme. Können
verschiedene Handwerkszweige erlernen. Anmeldungen: P. Provinzial,
St. Paul, Walbeck (Rhld).

4. Missionshaus St. Benedikt, Ebenrode, P. Arnstein, Ufr.

Postulatshaus für Missionsbrüderkandidaten im Alter von 17 — 35 Jahren.
Anmeldungen: P. Provinzial, St. Paul, Walbeck (Rhld).

5. Missionshaus St. Paul, P. Walbeck (Rheinland).

Noviziatshaus. Anmeldungen: P. Provinzial, St. Paul, Walbeck (Rhld).

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Beantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland Missionshaus St. Paul, Walbeck (Rhld.)
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayern (Schwaben.)